



Ronja und Jannik führen ein Leben ohne Zukunft, seit sie als Kinder von einem gewissenlosen Entführer tief in den Wald verschleppt wurden. Eines Tages gerät die Situation außer Kontrolle, und die langersehnte Freiheit ist zum Greifen nahe. Doch was so lange ein Wunschtraum war, erscheint ihnen plötzlich fremd und beängstigend. Sie ahnen nicht, dass die Welt da draußen bereits fieberhaft nach ihnen sucht.

»Michaela Kastel gelingt es, in ihrem Thriller ›So dunkel der Wald‹ Elemente des Horrorgenres mit der hochaktuellen Fragestellung nach den Grenzen zwischen Gut und Böse, Moral und völliger Enthemmtheit zu verknüpfen. Außergewöhnlich!« **Jurybegründung Viktor-Crime-Award**



MICHAELA KASTEL, geboren 1987, studierte an der Universität Wien. Ihr Ausnahme-Thriller »So dunkel der Wald« wurde von Publikum und Presse begeistert aufgenommen. Eine Verfilmung ist in Planung. Michaela Kastel lebt in Wien.

Michaela Kastel

# So dunkel der Wald

Thriller

**btb**

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2020,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2018 by

Emons Verlag GmbH, Köln

Covergestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von Nina Schäfer

Covermotiv: Iain Sarjeant/Trevillion Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71932-7

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Für das Haus mit der Nummer 50



Wir nennen es Sonnentor – das dunkle Loch mitten im Felsen, in das Paps uns wirft, wenn wir nicht artig waren.

Der Schacht führt etwa fünf Meter ins Innere des Berges hinab. Die Höhle, in die er mündet, ist eng, doch für ein zusammengekauertes Kind reicht der Platz allemal. Wasser und Kälte stauen sich dort unten, aber auch verschiedene feinste Bewegungen, die erst mit weit aufgerissenen, vor Schreck erstarrten Augen sichtbar werden: das Glitzern des Gesteins, tropfende Rinnsale, leise flatternde, pechschwarze Motten, die zu Hunderten in den Felsspalten leben. Hässliche Geschöpfe, mehr Sprengel eines Schattens. Als wir Kinder waren, erzählte mir Janik, er habe einmal eine Vampir-Fledermaus dort unten gesehen, mit roten Augen und langen, spitzen Zähnen, von denen das Blut tropft. Damals habe ich ihm schon nicht geglaubt, doch er hält bis heute stur daran fest. Er ärgert mich viel zu gerne.

Die verregneten Nächte sind am schlimmsten. Sie nehmen einfach kein Ende. Schlaf findet man dort unten nicht, bloß die tote Stille von Gestein und Finsternis. Die zerklüfteten Felswände sind rasiermesserscharf, scheuern Stoff und Haut auf, erdrücken Gedanken genauso wie zu schwache Knochen. Ist die Nacht überstanden, hat der wahre Alptraum erst begonnen. Du siehst kein Tageslicht, obwohl du weißt, dass es dort oben irgendwo ist, deine Kleidung ist durchnässt, du frierst, und das monotone Rauschen der Nadelbäume droht dir den Verstand zu rauben. Dir ist klar, dass es Stunden dauern wird, bis Paps dich holen kommt, also schließt du die Augen und träumst. Du träumst von einem Morgen, an dem alles anders ist; denn manchmal küsst dich die zarte Wärme

eines Sonnenstrahls wach, und es ist dann, als riesle Gold zu dir in die Dunkelheit hinab, sattes, wild strahlendes Licht wie aus einer Schatztruhe, die geöffnet wird.

Jannik schaltet die Scheinwerfer des Lada ein. Helligkeit dringt in die Feuchte des Waldes vor, zersplittert an moosbewachsenen Felsen und großen, dunklen Tannen, die weniger werden, je höher die Straße uns führt. Nieselregen beschlägt die Scheiben und webt den Berg in Nebel. Jannik hat einen Heidenspaß, den allradbetriebenen Wagen durch den unwegsamen Morast zu jagen. Die Wasserrinnen, die er und Paps vorletzten Herbst zum Schutz vor Unterspülungen mit nichts als Spitzhacken in den Forstpfad gegraben haben, kümmern ihn nicht. Er rast einfach drüber, und eine heftige Erschütterung zwingt mich, nach Halt zu greifen.

»Er wird böse sein, wenn der Wagen wieder so schmutzig wird«, rufe ich ihm ins Gedächtnis. Nach unserem letzten Ausflug bekam Jannik dreiwöchiges Fahrverbot, weil er den Lada so malträtiert hatte. An seine dementsprechende Laune erinnere ich mich gut. »Fahr langsamer«, bitte ich ihn, als er nicht reagiert.

»Lass mir doch den Spaß.«

»Deinetwegen bauen wir noch einen Unfall.«

»Unsinn.«

Wir kommen an der alten Mühle vorbei. Sie steht am Wegrand wie eine verwunschene Ruine, Fenster und Türen sind mit Brettern vernagelt, als wäre im Inneren einst etwas Schreckliches geschehen. An der Fassade wuchern Schimmel und Baumschwämme wie Eiterbeulen. Das morsche Rad hat sich seit Jahrzehnten nicht bewegt.

»Da vorne, schau!« Jannik deutet auf die Krähe, die vor uns auf der Straße gelandet ist. Er steigt aufs Gas. »Die mach ich platt.«

»Was soll das? Hör auf!«

»Ist nur ein Vogel.«



»Nicht!«

Ich greife nach dem Lenkrad und reiße es in meine Richtung. Janniks Fuß knallt auf die Bremse, und ruckartig kommt der Lada zum Stillstand. Einen halben Meter von einem Felsen am Wegrand entfernt. Mein Herz macht einen panischen Satz; das hätte ins Auge gehen können.

»Sag mal, spinnst du, Ronja? Wir wären fast gegen den Felsen da gekracht! Mach das nie wieder!«

Die Krähe sitzt immer noch auf der Straße. Sie flattert wild mit den Flügeln, die offenbar nicht mehr genug Kraft haben, um sie zurück in die Lüfte zu heben.

»Ich mag es nicht, wenn du so bist«, antworte ich. »Der Vogel hat dir nichts getan.«

Er dreht den Motor ab und sieht mich an. Er hätte die Krähe überfahren, zielsicher mit dem linken Vorderrad, weil sie ihm gleichgültig ist, und vielleicht auch, weil das Leid anderer die einzige Freude ist, die einem hier noch bleibt. Doch er weiß, wie verrückt das ist, und in seinen Augen sehe ich Dankbarkeit dafür, dass ich ihn immer wieder daran erinnere, genauso wie ich manchmal den Wald darin sehe, ein kalter, verwirrender Ort, der ihn einfach schon zu oft in die Irre geführt hat. Augen, die sich nach Licht sehnen. Ich bin sein Licht.

»Gehen wir den Rest zu Fuß«, schlägt er vor.

Wir steigen aus und lassen den Lada auf der Straße zurück. Niemand sonst kommt hierher, in diese völlige Wildnis. Der Waldboden ist matschig, aber unsere Stiefel sind robust. Während Jannik noch den Rucksack mit der Kletterausrüstung aus dem Kofferraum holt, biege ich von der Straße ab und nehme den letzten Aufstieg bis zum Gipfel der Anhöhe in Angriff.

Die Stille fällt mir heute Morgen besonders auf. Es gibt nur unsere Schritte und das sanfte Geräusch von Regen zwischen den Bäumen, die im Dunst nicht mehr sind als

Schemen, Spiegelbilder in einem trüben See. Durch die eng stehenden Wipfel dringt kaum Licht in den Wald. Nicht lange und Jannik hat mich überholt. Er hetzt den Hang hoch, ohne sich nach mir umzublicken. Wir reden nicht. Hier nimmt man schnell das Schweigen der Geister an, die nachts ihr Unwesen treiben und tagsüber nicht gestört werden wollen. Der schmale Wasserlauf, dem wir bergauf folgen, schimmert silbrig, als wäre er magisch, doch es ist der Nebel, der ihn so aussehen lässt, der Nebel, der alles verschleiert.

Der Gipfel ist schnell erreicht. Von hier aus hat man gute Sicht über das Tal und die umliegenden Bergkämme. Es ist ein friedlicher Ort, so leer. An der Kante zum steinigen Abgrund zu stehen und in die Ferne zu schauen ist, wie einen Blick über eine Klippe zu werfen, die als letzter Zipfel Festland auf einen stillen grünen Ozean hinausragt. Anstelle der Wellen schlägt Nebel an die Felsen, und der Wind lässt Baumkronen wogen wie Schiffe am Horizont. Für einen kurzen Moment kommt die Sonne hervor, und wie unter bedachten Pinselstrichen entsteht eine endlose, zutiefst einsame Landschaft. Vergeblich sucht mein Blick nach Straßen oder Häusern. Ich könnte aus vollstem Halse schreien, und niemand würde es hören. So viel Freiheit in einem gigantischen, menschenleeren Käfig.

Jannik hat den Einstieg zur Höhle bereits von den Holzbrettern befreit, die wir beim letzten Mal darübergelegt haben. Ein schlechter Schutz vor Wind und Wetter, aber besser als nichts. Jannik kniet sich hin und holt die Ausrüstung aus dem Rucksack. Während ich mir den Gurt anlege, zieht er sich Handschuhe an und befestigt das Seil an der Schlaufe an meiner Hüfte. Jahrelange Übung hat jeden seiner Handgriffe perfektioniert, nur sein Gesicht verrät seine Nervosität. Er kaut auf seiner Lippe herum, atmet angespannt. Er bemerkt nicht, dass

ich ihn anschau. Seine Gedanken sind bei der Finsternis und der Zeit, die dort unten verloren geht, während wir stur dem routinierten Ablauf folgen. Sein Haar ist feucht vom Regen und hängt ihm tief ins Gesicht. So dunkel wie alles hier, wie seine Augen, die mich einfach nicht sehen.

»Fertig.« Er weicht zurück und wickelt sich das restliche Seil um den Arm.

Ich gehe am Rand des Einstiegs in die Hocke, verhake die Finger im Gestein und beginne mit dem Abstieg. Zuerst vorsichtig, dann zügiger, als ich den Sog der Kälte zu spüren beginne. Wie lange war sie dort unten? Drei Tage? Der Fels ist nass und kantig, ich rutsche ab und muss eine Pause einlegen. Jannik hält von oben das Seil straff, da ich ohne Sicherungsgerät klettern muss und bei einem Sturz nicht abbremsen kann. Für den Notfall habe ich Karabiner dabei, doch die sind nur schwer wieder aus dem Fels zu kriegen, wenn sie erst einmal drinstecken, deswegen versuche ich darauf zu verzichten. Zum Glück kenne ich die Trittlöcher auswendig. Als die Wand schräg nach unten abfällt, stoße ich mich mit den Beinen ab und bewältige den letzten Meter des Schachtes im Sprung.

Ein hartnäckiger Mief nach Moder und Urin kriecht hier unten aus jeder Ritze. Kaltes, verschmutztes Wasser umspült knöcheltief meine Stiefel. Ich hole die Taschenlampe aus meiner Jackentasche und leuchte rasch die Dunkelheit aus, ehe meine Augen mir noch Streiche spielen.

»Lola?«

Vorsichtig tappe ich an der Felswand entlang, vorbei an den Kratzern, die schon da waren, als ich zum ersten Mal hier drin gelandet bin. Es müssen Spuren von Fingernägeln sein. Jemand hat mit aller Gewalt versucht, die Wand hinaufzuklettern, immer wieder, doch es ist ihm nicht gelungen. Ein grausames Mahnmal der Unbezwing-

barkeit dieses Ortes, für alle Ewigkeit in den Stein geritzt. Vielleicht sind das Janniks Finger gewesen. Ich habe ihn nie danach gefragt.

Das Wasser bildet einen Strudel, wo es durch einen Spalt ins Innere des Berges abfließt. Ab hier geht es nicht mehr weiter. Ich hätte sie längst entdecken müssen. Der Strahl der Taschenlampe flackert – zittert meine Hand?

»Lola!«, rufe ich.

Jemand packt meinen Fuß. Ich presse das Licht an meinen Körper, wage nicht, ins Dunkel zu blicken. Jannik ruft meinen Namen, offenbar habe ich geschrien. Dann höre ich das Flüstern ... gurgelnd wie gerinnendes Blut, direkt vor mir.

»Lass mich ... nicht allein ...«

Kälte tropft in meinen Nacken. Ich halte die Taschenlampe in die Dunkelheit. Der Lichtstrahl enthüllt eine Gestalt so nass und grau wie die Felsen selbst, kaum noch lebendig. Als hätte der Berg sie sich bereits einverleibt. Nasses braunes Haar fällt in ein knöchiges Gesicht, während glasige Augen vor dem Licht erschrecken. Blut läuft aus dem krummen Gebilde, das einmal eine Nase war. Die Hand packt immer fester zu. Der letzte Funke Leben entweicht dem Körper, wie verjagt vom Licht, dann lässt ihr Griff auf einmal nach. Ihr Kopf fällt zur Seite wie ein schwerer Stein. Meine Hand zittert immer noch.

»Ronja?« Ein forscher Zug am Seil. »Was ist da unten los? Hast du sie gefunden?«

»Ja ... ich hab sie. Sie ist bei mir.«

»Geht's ihr gut?«

Ich setze mich neben dem leblosen Geschöpf auf den Boden und starre auf die Mottenflügel an den Felswänden. Millionen Mottenflügel. Das Tageslicht sollte sie bläulich schimmern lassen, doch sie bleiben schwarz. Was in dieser Dunkelheit geboren wird, bleibt für immer ein Teil davon.

Ich hebe den abgemagerten, kalten Körper hoch und trage ihn bis zum Höhleneinstieg zurück, an dessen oberem Ende Jannik ungeduldig auf mich wartet.

»Vorsichtig«, rufe ich, als er Lola mit dem Seil nach oben zieht. Danach bin ich an der Reihe.

Lange Zeit stehen wir über sie gebeugt und sehen sie an. Noch vor zwei Wochen kannten wir sie nicht. Paps wird sich ein neues Mädchen holen.

Doch dann werde ich nicht mehr da sein.

Auf dem Rückweg fährt Jannik sehr langsam. Ich spüre, dass seine Gedanken woanders sind. Paps wird wütend sein. Das war er schon, als Lola vor drei Tagen weggelau-  
fen ist und er ihr mit geladenem Gewehr hinterherjagen  
musste. Es war nicht geplant, dass sie so schnell stirbt. Er  
hat sich viel von Lola versprochen, und ein Grab auszu-  
heben ist mühsam zu dieser Jahreszeit; der Herbstfrost  
hat sich bereits tief in der Erde festgesetzt, und wenn wir  
Pech haben, treibt der Regen Muren den Berg hinunter,  
sodass Lolas Überreste zurück an die Oberfläche gespült  
werden könnten. Der Berg verschlingt sonst alles voller  
Gier, doch was wir ihm geben, ist einfach zu viel. War  
Lola überhaupt ihr richtiger Name?

Der Weg führt uns tiefer in den Wald hinein, vorbei  
an vermoderten Holzstößen, gigantischen Wackelsteinen  
und leise sprudelnden Quellen. Eine dicke Laubschicht  
bedeckt den Boden, in dem sich allerhand Lebendiges  
tummelt. Vorschnelle Nager sind im Unterholz auf der  
Suche nach Futter, Ameisenstraßen verlaufen kreuz und  
quer, Feuersalamander, Kröten und andere Amphibien  
verstecken sich in feuchten Ritzen oder in Rinnsalen un-  
ter den Felsen. Der Ruf der Vögel eilt dem Rattern unse-  
res Motors voraus und verliert sich hoch im Geäst.

Hinter einer Kurve treffen wir auf eine Lichtung,  
die entlang eines grasumwucherten Abhanges verläuft.  
Rauch quillt aus dem Schornstein, dann lugt bereits das  
Haus hinter den Bäumen hervor. Aus groben Steinen,  
Holz und Lehm gebaut, kauert es im Wald wie ein ver-  
letztes Tier: Kälte, Nässe und Zeit saugen es langsam aus,  
doch noch regt sich Leben in seinem Inneren.

Als Jannik den Lada etwas abseits im Schutz einiger

Fichten abstellt, kommt Henna uns bereits entgegengelau-  
fen. Ihre dunklen kurzen Haare stehen in alle Richtun-  
gen ab, und ihre braunen Augen strahlen. Sie hat Mühe,  
mit ihren großen Gummistiefeln vorwärtszukommen, sie  
stolpert über einen Stein und landet mit ihrem hellblauen  
Kleidchen in einer Regenpfütze. Doch sie steht sofort  
wieder auf und zeigt uns beim Grinsen ihre nagelneue  
Zahnücke.

»Oh, wann ist denn das passiert?«, frage ich und nehme  
sie zur Begrüßung auf den Arm.

»Heute Morgen«, antwortet sie stolz. »Theo hat ge-  
sagt, ich muss den Zahn unter mein Kopfkissen legen,  
dann verwandelt er sich über Nacht in Schokolade.«

»Also, ob Schokolade für deine neuen Zähne so gut ist,  
weiß ich nicht.«

Ich lasse sie runter, bevor ihre schlammverschmierten  
Hände über meine Wangen tapsen können, und putze  
Nadeln, Blätter und Erde von ihrem Kleid. Jannik sperrt  
das Auto ab und streicht Henna im Vorbeigehen durch  
das zerzauste Haar.

»Wo ist das neue Mädchen?« Sie schaut sich verwun-  
dert um.

Im Kofferraum. Und bald für immer verschwunden.  
»Gehen wir rein. Es ist kalt.«

Zum Haus geht es noch einmal ein Stück bergab. Vor-  
bei am Geräteschuppen, der Schranke und dem Plumps-  
klo, das dasteht wie ein ulkiges Pförtnerhäuschen. Am  
Rand des Abhanges führt ein Brunnen tief in die Erde,  
aus dem wir Wasser schöpfen, wenn die Rohre zur Quelle  
wieder verstopft oder beschädigt sind, dahinter liegt die  
Wiese mit ihren drei ehrwürdigen Ebereschen. In ih-  
rem Schatten verborgen, alt und morsch, hält der Holz-  
schuppen am Waldrand Wache. Das Haus selbst steht  
ungeschützt auf der Lichtung, und viele kleine Risse im  
Dach zeugen von Steinschlag und uralten Hagelschäden.

Dunkel gestrichenes Holz verkleidet die obere Hälfte des Hauses, während die Steinfassade des unteren Teils über die Jahre das gleiche Grau angenommen hat wie der Nebel. Das verdorrte Gespinst aus Kletterrosen, die niemand pflegt, überwuchert die Fenster. Im Schatten des Vordaches über der Eingangstür stehen schmutzige Gartenstühle.

Aus dem Inneren dringen Wärme und Musik, die von einem Plattenspieler geleiert wird. Ich bleibe vor dem überdachten Eingang stehen und rieche die Hühnersuppe, die drinnen gerade gelöffelt wird. Jannik ist bereits vorausgegangen. Durch eines der Fenster sehe ich ihn in die Stube kommen, er legt den Autoschlüssel auf den Tisch und erstattet der Gestalt im Lehnstuhl Bericht. Die Gestalt hört zu und schlürft weiter ihr Festmahl.

Kleine, schmutzige Hände zupfen am Ärmel meiner Jacke. »Wo ist denn jetzt das neue Mädchen?«, hakt Henna nach.

Ich zwingen ein Lächeln auf meine Lippen. Sie wird es ohnehin erfahren. Jannik ist schonungslos, wenn es um die Wahrheit geht, und Theo würde ihr bloß wieder eine Horrorgeschichte erzählen, die sie nächtelang um den Schlaf bringt.

»Sie ist durchs Sonnentor gegangen, Kleines.«

Henna blinzelt und schürzt nachdenklich die Lippen.  
»So wie Mona und Lisa?«

»Genau. Wie Mona und Lisa.« Und Laura. Und Anika. Gerlinde. Und wie sie alle hießen. Henna kann sich an diese Mädchen nicht erinnern. Sie ist erst zu kurz hier.

In der Stube sind Schritte zu hören. Die Musik verstummt. Paps ist vom Tisch aufgestanden und in den hinteren Teil des Hauses verschwunden, wo er den Suppenteller in die Spüle stellt und im Ofen frisches Holz nachlegt. Das Knarren des Bodens droht meinen Kopf zu sprengen. Er kommt aus dem Haus, zunächst nur ein



langer Schatten im Türrahmen, und wie ein Mäuschen schlüpft Henna an ihm vorbei und verkriecht sich im schützenden Dunkel der Stube, obwohl er sie gar nicht beachtet.

Paps zieht den Kopf ein, um sich nicht am niedrigen Türrahmen zu stoßen.

»Wieder eine«, murmelt er in seiner tiefen, kehligen Stimme, die weder Reue noch Überraschung erahnen lässt. Nur Frust und einen leisen Vorwurf. Als wäre es meine Schuld. Als wäre ich es gewesen, die sie dort oben krepieren ließ, zum Zwecke der Erziehung.

Er nimmt seine braune Wildlederjacke vom Haken und zieht sich Handschuhe und Mütze an, dann greift er nach der Schaufel, die neben dem Eingang an der Hausmauer lehnt. Seit ich denken kann, lehnt diese Schaufel dort. Immer frisch verdreckt. Als Paps sich die Jacke überwirft, strömt mir sein Geruch in die Nase, und die Mischung aus Leder, Wald und Schweiß lässt Erinnerungen in mir hochsteigen, verdrängte Bilder und Gefühle, manche verschwommen, doch die meisten glasklar. Am deutlichsten sehe ich die Farben vor mir: rote Flecken auf dem Laken, blaue Blutergüsse in meinem Gesicht. Dass ich eines Tages in ein Alter kommen würde, das mich vor ihm schützt, konnte ich mir damals nicht vorstellen. Ich dachte, es würde ewig so weitergehen. Doch da wusste ich noch nicht, dass er es biegsam und zerbrechlich mag. Jannik und ich interessieren ihn schon lange nicht mehr.

»Pass auf die Kleinen auf«, trägt er mir auf und drückt Jannik die Schaufel in die Hand.

»Fahrt ihr zur Höllenkanzel rauf?«, frage ich.

Paps nickt. Seine eisblauen Augen sind auf seine Hände gerichtet, die gewissenhaft mit den Knöpfen der Jacke beschäftigt sind. Die Augen eines Jägers. Kalt und gerissen, voller Wachsamkeit, voller Gier nach Blut. Bald wird er

sich auf die Suche nach einem neuen Mädchen begeben, und sehr schnell wird auch dieses Mädchen lernen, seinen Anblick zu fürchten, das blasse, kantige Gesicht mit dem grauen Dreitagebart, seine hagere Gestalt. Wie ein alter, toter Baum, spröde, vom Licht verlassen und dennoch so fest in der Welt verwurzelt, dass seine Schritte den Boden schwärzen.

Plötzlich frage ich mich, ob er immer schon so alt war. Ob meine Kindheit, meine Unschuld tatsächlich von diesem alten Einsiedler geraubt wurden.

Er und Jannik gehen nach vorn zum Lada. Sie werden Lolas Leiche zur Höllenzanzel bringen, einer mächtigen Felsmauer auf der anderen Seite des Berges, wo Paps alle toten Kinder verschart. Der Boden dort ist vollgesogen von Blut. Bei jedem Schritt dringt es an die Oberfläche, frisst sich durch Stiefel und Haut bis auf die Knochen. Jannik wirft die Schaufel auf die Rückbank und steigt zu Paps in den Lada. Das Anlassen des Motors lässt Krähen aus den Baumwipfeln aufsteigen. Ich sehe dem Auto nach, bis es in den Schatten des Waldes verschwunden ist.

»Leb wohl, Lola«, flüstere ich.

Im Haus ist es dunkel und eng. Irgendwann war es einmal ein Bauernhof, was heute jedoch bloß noch am Grundriss und an den kleinen Räumen zu erkennen ist. Aus dem ehemaligen Stall hat Paps eine Werkstatt gebaut, der Heuschober wurde isoliert und dient ihm als Arbeitszimmer. Um in der kalten Jahreszeit Wärme zu speichern, sind die Wände sehr dick, und die Fenster sind winzig, sodass kaum Tageslicht ins Haus fällt.

Von einem Vorzimmer geht es in die frühere Räucherküche, die wir nun als Kühlraum benutzen, ins Bad sowie in Paps' Werkstatt und in die Stube, von dort aus geht es weiter in die Küche. An die verwinkelte Zimmerauftei-

lung haben wir uns längst gewöhnt, wie auch an die erdrückende dunkle Holzeinrichtung, die zu diesem Haus gehört wie das Dach oder das Fundament. Alte Kredenzen und Anrichten, verstaubte Jagdtrophäen und eine Wanduhr verstellen die Wände und wurden seit Jahren nicht bewegt. Schmutzige Vorhänge mit Blumenmuster halten das wenige Tageslicht fern. Den Großteil der Stube beansprucht der runde Esstisch, an dem wir auch fernsehen und manchmal Karten spielen, in der gegenüberliegenden Ecke steht ein uralter Holzofen. Auch in der Küche und im Bad wird mit Holz geheizt, nur im oberen Stockwerk benutzen wir kleine tragbare Campingheizungen, falls Paps es uns überhaupt erlaubt.

Egal, wie oft ich putze, immer riecht es nach Moder. Paps sagt, das sei normal für so alte Häuser. Zumindest in der Küche versuche ich ein gemütliches, sauberes Klima zu halten; es duftet nach Kuchen, frischen Gewürzen und Spülmittel, und das Knistern des rustikalen Gusseisen-Herdes vertreibt Stille und Kälte.

Es gibt viel zu tun heute Morgen. Nach Hennas kleinem Unfall mit der Regenpfütze muss ich sie zunächst einmal sauber machen und in frische Kleidung stecken, danach wartet die Hausarbeit. Die Spüle, für die man im Übrigen sehr schlank sein muss, um sie im Eck hinter dem Herd zu erreichen, ist voller Geschirr, und wir brauchen frisches Holz für den Ofen und den Wasserboiler im Badezimmer. Ich schicke Theo Holz hacken. Für einen Zehnjährigen kann er das sehr gut, auch wenn Janniks Ergebnisse größerer Feinarbeit entsprechen und besser in den Ofen passen.

Wenig später kommt Theo vollbepackt bis zur Nasenspitze zur Tür hereinspaziert und stapelt das frisch gehackte Holz in die Truhe vor dem Spiegel in der Stube. Henna hilft ihm dabei.

»Wie geht es Nika?«, erkundige ich mich.

»Wie immer«, antwortet Theo. »Paps sagt, sie hustet Blut.«

»Hm. Das ist nicht gut.«

»Was hat man, wenn man Blut hustet?«, will Henna, die ein viel zu großes Holzscheit vergeblich in die Truhe zu stopfen versucht, wissen.

Theo nimmt ihr das Stück Holz aus der Hand und schneidet eine Grimasse. »Dann wird man zum Zombie. Bald steht sie in der Nacht auf und frisst kleine Kinder. Und mit dir fängt sie an!«

»Nein!« Kreischend flüchtet Henna an meine Seite und klammert sich an mein Bein. »Ist das wahr, Ronja, ist das wahr?«

»Klar ist das wahr«, posaunt Theo.

»Hör auf, sie zu ärgern«, ermahne ich ihn und klopfe ihm mit einem Holzstück sanft auf den Kopf.

Er tut so, als hätte ich ihm eine Beule verpasst, und rubbelt sich quengelnd durchs Lockenhaar. Wie Janniks ist es pechschwarz und nackenlang, während Henna, Nika und ich unser Haar kurz tragen müssen. Paps verlangt das so. Als ich klein war, hatte ich einen langen, dicken Zopf, und ich weiß noch, dass ich ihn mir immer über die Schulter geholt und an der Spitze herumgekaut habe, bis sie feucht war. Dann kam Paps mit der Schere, und ratsch – alles war auf einmal anders. Er färbte mir das Haar sogar hellblond, um mein Aussehen weitmöglich zu verändern. Mittlerweile lässt er mich mein Naturbraun tragen, und dass mir die Fransen bereits fast bis zum Kinn reichen, stört ihn auch nicht mehr. Manchmal berührt er mein Haar und sagt mir, wie gut das Brünnett zum Blaugrau meiner Augen passe. Hatte ich schon immer blaugraue Augen? Mir kommt es vor, als hätte sich die eiskalte Farbe über die Jahre in mich hineingefressen, bei jedem Blick in sein bleiches, grausames Gesicht.

Geschirr zerbricht. Als ich mich umdrehe, stehen Theo

und Henna erstarrt vor der Spüle und halten die Hände in die Luft. Henna steht auf einem Hocker.

»Sie war's!«, verkündet Theo.

Hennas Unterlippe beginnt zu zittern, und ihr steigen Tränen in die Augen.

*Ich werde euch so vermissen ...*

»Kommt, ihr zwei, räumt das auf. Ich werde mal nach Nika sehen.«

»Wann kommt Jannik zurück?«, fragt Theo, während er sich nach den Scherben bückt.

»Etwas später. Er und Paps sind zur Höllenkanzel gefahren.«

Theo lässt die Scherbe, die er eben aufgehoben hat, wieder fallen. »Ist Lola tot?«

Bevor ich antworten kann, zupfen erneut kleine, schmutzige Hände an meinem Ärmel. »Aber du hast gesagt, sie ist durchs Sonnentor gegangen.«

»Ist sie ja auch«, erkläre ich.

Theo kniet sich auf den Boden und räumt die Scherben weg, ohne etwas zu sagen.

Er ist älter als Henna. Er weiß, dass liebliche Umschreibungen den Tod nicht erträglicher machen.

Nachdem ich die beiden zum Geschirrabtrocknen eingeteilt habe, lasse ich sie allein und steige über die Treppe hinauf in den oberen Stock. Ein muffiger Vorraum empfängt mich, von dem die einzelnen Zimmer abgehen. Eines für Jannik und mich, eines für die Kleinen, eines für Nika und eines für Paps. Die Holztür knarrt und ächzt beim Öffnen und ist so niedrig, dass selbst ich den Kopf einziehen muss. Wie alles im Haus ist der Raum klein und eng, die hässlichen Holzmöbel verschlingen jede Helligkeit, und in den Ecken verstecken sich Spinnen. Außer einer kleinen Nachttischlampe brennt kein Licht, um die Schatten zu vertreiben. Eine der vielen Regeln im Haus: keinen Strom vergeuden. Die Generatoren müssen

geschont werden, und die Solarantenne neben dem Haus soll noch viele, viele Jahre halten.

Nika sitzt im Bett und liest. Das Buch ist so alt und mitgenommen, dass es beinahe auseinanderfällt. Ihr hellbraunes kurzes Haar ist fettig und vom Liegen flach gedrückt, ihr von Fieberblasen verkrusteter Mund ist verkrampft. Auf ihrem Nachthemd sind Schweißflecken. Obwohl es draußen so kalt ist und das Fenster weit geöffnet, ist es stickig im Zimmer. Ungewollt halte ich für einen Moment die Luft an.

»Wie geht's dir?«

In der Stille höre ich ihre schweren, rasselnden Atemzüge. Dunkle Ringe unter den Augen lassen ihr Gesicht ausgemergelt erscheinen. Sie ist zwei Jahre jünger als ich, dennoch sieht sie aus, als hätte sie bereits ein ganzes Leben hinter sich. Sie ist zu stolz, um mir ihren Blick zuzuwenden. Als Antwort zuckt sie lediglich mit den Schultern.

»Lola ist tot«, informiere ich sie, um sie zu einer Reaktion zu bringen.

Ihre blauen Augen streifen mich voller Desinteresse. »Das war klar. Der Kleinen hätte ich keine weitere Woche gegeben.«

»Sei froh, dass du sie nicht aus dem Loch fischen musst.«

»Sei froh, dass du nicht diejenige mit den zerfressenen Lungen bist.«

»Willst du lieber Plätze tauschen?«

»Willst du's?«

Ich schaue auf die schmutzigen Taschentücher neben ihrem Bett. Zunächst war der Auswurf bloß eitrig, doch mittlerweile hat sich Blut dazugemischt. Sie wird sterben, wenn wir sie nicht in ein Krankenhaus bringen. Wir alle wissen das. Nein, ich will nicht Plätze tauschen.

Nika widmet sich wieder ihrem Buch.

»Hast du heute schon etwas gegessen?«, frage ich.

»Weiß nicht.«

»Ich kann dir was bringen, wenn du willst.«

Keine Antwort. Hungerstreiks haben wir alle schon hinter uns, es bringt nicht viel, denn zur Not zwingt Paps uns zum Essen. Nikas Appetitlosigkeit hat mit ihrem Zustand zu tun, was es umso schlimmer macht, wenn Paps ihr damit droht, ihr die Gabel in den Hals zu rammen, wenn sie nicht brav aufisst. Sie erbricht die Mahlzeiten meistens – aus Erschöpfung oder aber zum Trotz, indem sie sich so lange den Finger in den Mund steckt, bis nichts mehr rauskommt. Lange wird Paps das nicht mehr dulden – und dann?

»Glaubst du, er wird sich eine Neue holen?«

Sie zuckt abermals mit den Schultern.

»Der Winter steht vor der Tür. Wenn er wieder eine ins Loch wirft, werden wir für die Leichen bald keinen Platz mehr haben.«

»Geh weg, Ronja. Ich will weiterlesen.«

Ich schließe die Tür hinter mir, so leise es geht. Es bricht mir das Herz, auch sie im Stich zu lassen, so kurz vor dem Ende. Wir haben gemeinsam so viele Nächte voller Tränen und Scham überstanden, haben gebangt und einander umklammert, sodass unsere Verbundenheit durch nichts je wieder zerbrochen werden kann, und vielleicht ist genau das der Grund, weshalb wir uns so sehr hassen – weil wir gezwungen wurden, uns all diese schrecklichen Dinge anzutun. Weil wir uns näher waren, als wir je einen Menschen an uns heranlassen wollten. Diese Nähe hat böse Funken zwischen uns entfacht, wie Steine, die gewaltsam aneinandergeschlagen werden.

Bevor ich zurück nach unten gehe, nutze ich die Zeit, die Paps weg ist, um für morgen die letzten Vorbereitungen zu treffen. Er wird damit rechnen, dass ich für alle Besorgungen in verschiedene Ortschaften und Städte

fahren muss, daher ist es nicht ungewöhnlich, wenn ich eine Tasche mit Reservekleidung und ein paar Kosmetika einstecke. Die Tasche ist bereits gepackt und steht abfahrbereit in meinem und Janniks Zimmer, das ich mit seltsamer Wehmut nach Dingen durchforste, deren Fehlen nicht weiter auffallen würde. Meine Zeichnungen zum Beispiel. Ich sammle sie in einer dicken Mappe, die ich aus Paps' Arbeitszimmer geklaut habe. Blättert man sie durch, stößt man auf eine deprimierende Entwicklung: Als Kind habe ich noch die Freiheit gemalt, weite Sandstrände, einsame Inseln im Meer, riesige Städte voller Autos und Menschen. Doch je feiner die Pinselstriche wurden, je ausgereifter meine Technik, umso mehr entwickelten sich die Bilder zu der einzigen Realität, die ich kenne – dunkle Wälder. Dunkle Höhlen. Dunkle, abgewandte Gesichter.

Ich lege die Mappe zurück. Sie mitzunehmen würde bedeuten, auch den Wald und das Leben hier mit mir zu nehmen, die Jahre der Gefangenschaft mitzuschleppen wie eine eiserne Fußfessel. Doch möchte ich wirklich alles zurücklassen, auch die wenigen schönen Dinge? Mein Blick fällt auf die kleine Schatulle mit gesammelten Tannenzapfen, die auf der Kommode am Fenster steht. Jannik hat sie mir zu meinem zwölften Geburtstag geschenkt. Er war selbst erst fünfzehn, ist stundenlang durch den Wald gelaufen auf der Suche nach etwas Schönerem für mich. Blumen konnte er zu dieser Jahreszeit nicht finden, und Steine hatte er mir das letzte Mal geschenkt. So wurden es diese zehn ausgewählten Tannenzapfen, die ich seither in der Holzschatulle vor Staub, Zerfall und fremden Blicken bewahre. Es würde auffallen, wenn sie plötzlich fehlen. Nichts kann ich mitnehmen, nicht einmal meine Erinnerungen an ihn.

In der Küche herrscht ein Durcheinander aus Schaum und feuchtem Geschirr. Theo hat das Spülbecken bis zum



Rand mit Wasser volllaufen lassen und streitet sich mit Henna um das Vorrecht, die kleinen Spielzeugautos darin planschen zu lassen. Ich habe keine Kraft, um mich einzumischen. Bald werden sie ohnehin allein zurechtkommen müssen.

Ich verlasse das Haus und gehe zum Waldrand, vorbei am Gemüsegarten, in dem dicke gelbe Kürbisse wie abgetrennte Köpfe in der Erde schlummern, den beiden braunen Nussbäumen, den Ebereschen und dem Schuppen, in dem das Holz für den Winter gelagert wird, bis zu der Quelle, die in versprengten Läufen einen riesigen, skurril geformten Felsen hinabplätschert.

Mineralien durchziehen das Gestein und lassen das Wasser glitzern wie flüssiges Kristall. Ich halte meine Hand in den Strahl und beobachte, wie die Tropfen meine Haut entlanglaufen. Die Kälte fühlt sich vertraut an, sie erzeugt eine Verbindung zwischen mir und dem Wasser, dem Haus, selbst dem Berg mit seinen Gespenstern. Es ist das glasklare Blut des Waldes, das jeden Tag ein bisschen mehr in mich übergeht, es durchdringt die Erde, steigt bei meinen Schritten zu mir auf und fällt in Nebelschwaden über mich herein. In diesem Nebel werden all meine Erinnerungen, die letzten Reste meines früheren Selbst irgendwann einfach verschwunden sein. Wenn ich hier bleibe, ist das unausweichlich.

Ein Auto nähert sich von der anderen Seite. Im kalten Regendunst sehe ich nur die beiden grellen Lichter der Scheinwerfer. Der Motor verstummt, und zwei Autotüren knallen zu. Im Haus werden schnell die Lampen ausgeschaltet; Paps mag es nicht, wenn gegen seine Stromspar-Regel verstoßen wird. Ich sehe Jannik aus der Ferne auf mich zukommen. Er ist verdreckt von oben bis unten, an seinen Stiefeln klebt eine dicke Matschschicht, die seine Schritte schwer macht. Noch unterwegs zieht er sich die Jacke aus und kniet sich im Pulli an das kleine

Rinnsal unter der Quelle. Er trinkt, als stünde er kurz vorm Verdursten. Ich knie mich zu ihm und greife nach seinem Arm, möchte ihn mit der gleichen Intensität wahrnehmen wie das Wasser, wie mich selbst, doch er trinkt weiter. Er trinkt und trinkt und trinkt.

»Ich dachte, ihr würdet länger brauchen«, sage ich, um das Schweigen zu brechen. Ein Grab zu schaufeln dauert lange.

»Ich hab mich beeilt.«

»Geht es dir gut?«

»Ja.«

Endlich hört er auf zu trinken. Er öffnet die Augen und starrt vor sich auf den Felsen. Ein leichtes Zittern geht durch seinen Körper, und ich möchte aufstehen und ihm seine Jacke bringen, die etwas abseits im Gras liegt. Da beugt er sich vor und hält den Kopf unter den Wasserstrahl. Die schmerzhaft Kälte lässt sein Gesicht verkrampfen, aber er rührt sich nicht. Wie ich sehnt er sich nach dem Vergessen, nach dem kalten grauen Schleier, der alles in ihm betäubt.

»Jannik«, sage ich, damit er aufhört.

Langsam dreht er den Kopf zu mir. Seine Augen wirken heller als sonst, als hätte das klare Wasser einen Hauch Dunkelheit aus ihm herausgeschwemmt. Vorsichtig ziehe ich ihn vom Wasserstrahl weg, und er sieht in den Himmel und atmet tief ein.

»Ich bin so müde«, sagt er.

»Ich auch.«

»Wann fährst du noch gleich in die Stadt?«

»Morgen.« Meine Stimme wird schwach bei diesem Wort. Morgen werde ich ihn verlassen.

»Dann werde ich am besten noch mal schauen, ob beim Lada alles in Ordnung ist. Es ist eine lange Fahrt.« Er steht auf.

»Willst du dich nicht ausruhen?«

Doch da hebt er schon seine Jacke auf und macht sich auf den Weg zurück zum Auto.

Morgen.

Ich weine, weil es so viel gibt, das ich ihm niemals werde sagen können.

Die Mütze liegt einfach so auf den Gleisen. Als hätte der Wind sie dorthin getragen. Der Schmutz auf den roten Wollfasern scheint eine Geschichte zu erzählen: Ein junges Mädchen rennt atemlos durch den Wald. Allein, voller Angst. Es ist vor etwas auf der Flucht – vor einem Monster, das sie fressen will. Der Boden ist nass und rutschig. Auf dem steilen Abhang verliert das Mädchen das Gleichgewicht, hilflos rutscht es durch den Schlamm, verliert seine Mütze, aber es dreht nicht um, um sie zu holen. Ihm bleibt nicht viel Zeit. Es kann die Bahngleise bereits sehen. Dahinter wartet die Freiheit. Eine Haustür, an die das Mädchen klopfen kann, die langersehnte Rettung. Keuchend rappelt die Kleine sich auf. Beim Sturz hat sie sich die Knie aufgeschlagen, und ihre Kleidung ist voller Schlamm, doch sie rennt weiter, mit allerletzter Kraft. Hinter ihr kommen die Schritte immer näher. Vielleicht ist sie zu erschöpft, um nach Hilfe zu rufen. Hier draußen hätte sie ohnehin niemand gehört.

Von jetzt an verliert sich die Geschichte zwischen den regennassen dunklen Nadelbäumen. Wie fortgetragen von etwas, das man nicht greifen kann. Der Schlamm hat alle Spuren tief in sich aufgesogen. Alle bis auf diese Mütze. Das Mädchen hat es nicht aus dem Wald herausgeschafft – wer auch immer der Kleinen auf den Fersen war, war schneller.

»Hast du da drüben was?«, ruft Richter von der anderen Seite des Bahnhofes.

Sarah ist sich nicht sicher. Die Mütze könnte von überall stammen. Vielleicht spielen ja öfter Kinder an dieser verlassenem Bahnstrecke. Die mit Gras überwucherten rostigen Gleise, die scheinbar endlos in den Wald führen,

sind ein wahr gewordener Traum für kleine Abenteurer und Entdecker. Da kann man im Übermut schon mal etwas verlieren. Die rote Mütze könnte jedem Mädchen gehören. Einem Mädchen, dem es gut geht, weil es zu Hause bei seinen Eltern ist, in Sicherheit.

Doch das ist nicht irgendeine Mütze im Schlamm. Sie gehört dem Mädchen, das vor über einer Woche spurlos verschwunden ist. Der zwölfjährigen Lola. Deshalb sind sie alle hier. Plötzlich besteht kein Zweifel mehr.

»Ja«, antwortet Sarah. »Ich glaube, ich hab da was.«

Dicke Regentropfen waschen Blätter und Nadeln von der Windschutzscheibe des BMW. Es war Richters Idee, den Wagen unter der Baumgruppe am Waldrand abzustellen. Auf dem Dach und der Motorhaube klebt Vogelkacke. Sarah sind Wälder zuwider. Es ist immer feucht und dunkel, und es verschwinden einfach zu viele Kinder darin.

»Wann wissen wir, ob die Mütze Lola gehört?«, fragt sie beim Einsteigen.

»Ich hoffe, schon in den nächsten achtundvierzig Stunden. Ich habe dem Labor gesagt, sie sollen sich beeilen.«

Das ist gut. Es wäre der erste Anhaltspunkt, seitdem Lola verschwunden ist. Vor zehn Tagen kam sie nicht von der Schule nach Hause. Genau wie das Mädchen vor ihr, ein halbes Jahr früher. Und das Mädchen davor. Sie alle haben nichts als Rätsel hinterlassen. Sarah hat sämtliche Freunde und Klassenkameraden befragt, Familien, Lehrer, Nachbarn. Niemand hat etwas gesehen. Als wären die Mädchen einfach vom Erdboden verschluckt worden – aber jetzt gibt es diese Mütze. Glück oder reinem Zufall haben sie es zu verdanken, dass ein Anrainer sich einbildete, vor ein paar Tagen ein Kind aus dem Wald rufen zu hören, und die örtliche Polizei informierte. Kurz darauf standen sie auf dem Plan. Noch weiß Sarah nicht, was das alles zu bedeuten hat, aber sie wird es herausfinden.

»Widerliches Wetter.« Richters Gesicht verdüstert sich, als er die Scheibenwischer anstellt und die Scheinwerfer einschaltet. Ein matter Lichtstrahl durchdringt die Dämmerung und leuchtet den Weg zurück zur Straße. »Falls das Mädchen da draußen ist, hat es bei diesen Temperaturen kaum eine Chance. Sofern es noch lebt.«

»Hast du schon mit den Eltern wegen der Mütze telefoniert?«

»Hab ich. Der Vater war sich nicht ganz sicher, aber die Mutter meinte, Lola besäße keine rote Mütze.«

»Das hat nichts zu bedeuten. Sie könnte die Mütze vom Entführer bekommen haben.«

»Das war auch mein Gedanke.«

»Wenn er ihr Kleidung gibt, besteht die Chance, dass sie noch lebt.«

»Warten wir die Laborergebnisse ab.«

Der BMW rumpelt über einen Bahnübergang, und die verwilderten Gleise fallen in der Dunkelheit zurück. Hinter einer Kurve nimmt der enge Güterweg ein Ende, und sie biegen auf die breitere Landstraße ein, die zwischen bewaldeten Bergen den Fluss entlangführt. St. Nikola an der Donau – was für ein entlegenes Kaff. Zwar hübsch mit seiner kleinen Kirche und den am Ufer liegenden bunten Häuschen, aber von Lolas Schule in Ybbs kilometerweit entfernt. Es ist kein gutes Zeichen, wenn der Täter so lange Wegstrecken in Kauf nimmt, um seinen Opfern aufzulauern. Er könnte sich überall verstecken. Lola fand er in Ybbs, die kleine Henna verschwand auf dem Schulweg in der Nähe von Linz. So viele Mädchen in den letzten Jahren. Nicht eines hinterließ eine Spur.

Auf den ersten Blick scheint kein Zusammenhang zwischen den Vermissten zu bestehen, weil die Opferwahl in Alter und Aussehen stets differiert und zwischen den Entführungen teilweise Jahre liegen. Doch das alles kann